



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Medizinflasche.

Aber nicht nur für die Heiden beteten sie an ihrem Freudentag, sondern auch für ihre lieben Angehörigen und alle unsere Wohltäter der trauten deutschen Heimat. „Verleihe gnädiglich, o Herr, allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Schw. M. Gildarda.



Die Missionsprokura in tausend Nöten.

Ein Harmonium für die Missionschule. Da muß das Christkindchen bei wohlthätigen Herzen anklopfen, denn die vollständige Einrichtung dieser so notwendigen Schule kann die Prokura nicht bewältigen. Auch gebrauchte Lehrbücher, wie z. B. englische Wörterbücher usw. Dann Schultafeln, Griffel, Federn, Bleistifte, Hefte usw. Dieses alles nimmt das Christkindchen gerne an. Und wieviel Bettelbriefe aus Afrika liegen am Schreibtisch!

Da flehen sie so inniglich:	Baumwollfaden, Nähmaschinen,
Ach schick uns doch, wir bitten dich:	Ach, und ein Harmonium,
Bänder, Schnüre, bunte Knöpfe,	Ja, wir bitten schön darum!
Löffel, Gabeln, Küchentöpfe,	Und auch einen Apparat.
Suppenschüsseln, Teller, Pfannen,	Der noch alle Glieder hat
Tassen und auch Kaffeekannen.	Denn du wirst es ja wohl wissen,
Kinderkleidchen, Lendentücher,	Daß der unsrige verschliffen.
Nadeln, Scheren, Bilderbücher,	Schöne Bilder sollst du haben,
Fingerhüte, Zählmaschinen,	Wenn wir einen neuen haben.



Die Medizinflasche.

(Walezo-Zanzibar.)

Die heiße Zanzibarsonne schüttete ihre Glut auf das flache Dach des Ausfährigenheims von Walezo und auf den schmalen Weg, der aus dem Land hin zur Türe führte. Ein Neger kam auf diesem herbeigerannt im Schweiß seines schwarzen Angesichtes. „Schwester, Schwester!“ rief er durchs Fenster und nahm sich kaum Zeit, zwischen den einzelnen Worten seinen schnellen, pfeifenden Atem auszuschnaufen. „Schwester, hilf! Ich bin krank!“ Dabei schaute er darein, als habe ihn schon der Tod am Genick.

Die Schwester unter der Türe musterte den merkwürdigen Patron. Sie konnte von Krankheit nichts entdecken, nichts von Ausatz oder Fieber. Nur überanstrengt schien der schwarze Schwerenöter. Der feste, gedrungene Körper dampfte und der

Riemen an der Brust ging über dem klopfenden Herzen auf und nieder. „Du kommst von weit her?“ „Fünf Stunden bin ich gelaufen.“ „Dann mußt Du ruhen.“ „Nein, nicht ruhen, sondern gesund machen.“ Er winselte es wie ein weinendes Kind und zwang sich, zehnmal hintereinander zu schlucken. Dabei verdrehte er vor Schmerz die Augen nach allen Richtungen der Windrose. Dann fuhr er mit den dicken Fingern ein duzendmal die Beine auf und ab. Er hatte Hals- und Knochenweh. Das sollte das Herz der Schwester erweichen. Nach diesem Manöver streckte er ihr eine Kürbisflasche hin. „Füllen, mit Medizin füllen, und ich werde gesund.“ Das Barometer seines weinerlichen Gesichtes stand auf Sturm und Verzweiflung.

Wie die Schwester die Flasche nahm, wurde es etwas heller. Und als sie dieselbe bis zum Rande voll braunen Saftes zurückbrachte, schwanden die letzten Wolken. „Dreimal des Tages mußt du davon trinken.“ Der Mann sog das Wort ein, wie den Spruch eines Zauberers. Aber dem dunklen Gesicht stand das schönste Wetter. Er lachte mit seinem breiten Mund bis hinter die Ohren. Die großen Schaufelzähne zwischen den roten Lippen und die funkelnden Augen blinkten verschmitzt. Hinter seiner Miene stand etwas ganz Listiges. Bei der ersten Palme des Heimwegs kam es auf. Warum bis nach Hause warten! Er spitzte hinter dem Stamm zurück, ob ihn jemand sähe. Die Luft war rein. Der Kork flog aus dem Hals der Flasche. Die Medizin rann durch die gierige Kehle. Hernach probierte der Patient Gurgel und Füße. Kein Zweifel. Die Arznei tut Wunder. Ein paar duzendmal wird geschluckt und bald das rechte, bald das linke Bein gehoben. Dann geht es fort. Die Leute auf den Feldern lachen und staunen. Zuvor noch ist er gehumpelt wie ein lahmer Affe. Jetzt zieht er tapfer aus. Dann bleibt er wieder stehen. Wieder fliegt der Korken aus der Medizin. Wieder gurgelt weithin hörbar der Trank in das Innere des Schwarzen. Wieder geht es weiter. Jetzt kommt er in den lustigsten Trab. Nach dem siebten oder achten Trinken rennt er querfeldein in der Richtung nach Hause wie ein Geheilte des heiligen Evangeliums nach Matthäus, Markus oder Lukas.

Die Schwester hatte inzwischen an den Betten ihrer ausfägigen Pfleglinge den sonderbaren Kunden längst vergessen.

Da schreckte sie ein wahres Indianergeheul aus ihren Samariterwerken im großen Raum drinnen. Sie eilt ans Fenster.

„Schwester, Schwester, er kommt wieder!“ schallt es in vielstimmigem Chorus an ihr Ohr. „Wer?“ „Der Fremde von heute morgen.“ Wirklich, die leere Flasche in der einen Hand, mit der anderen sozusagen wie ein Sünder an die Brust klopfend, schlich der Mann herbei. Sie soll es ihm verzeihen, . . . daß er die Flasche schon am Weg öffnete . . . und daß er sie leer trank, bevor er heim kam . . . und daß er gesund sei . . . und

sie solle ihm den Krug gleich nochmal füllen. Er trinke ihn daheim dann dreimal des Tages, daß das Böse gewiß nicht mehr ihm in den Hals und die Knöchel fahre.

Die Schwester machte ihm den Krug so voll, daß der Saft über den Rand lief, als sie den Korken darauf setzte. Der andere lachte ihr aus Dankbarkeit fünf Minuten lang ein pfeifendes Konzert vor. Dann machte er sich auf den Heimweg, ohne bei der Palme stehen zu bleiben.

Vier Wochen darauf brachte ein Nachbar des Geheilten der Schwester einen Strauß lachender Bananen für ihre allmächtige Medizin.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Dann ging ein ohrenbetäubendes Jammern, Heulen und Wehklagen los; fetischistische Zeremonien wurden vorgenommen, Reden gehalten, Ziegen und Hühner geopfert; dem Vater und der Mutter des Verstorbenen wurde der Kopf rasiert und zum Schluß begaben sich die Weiber in Prozession an den Fluß und warfen alles hinein, was dem T. ten gehört hatte. Man bot auch mir von dem geopfertem Fleisch an; weil aber das L. pfer unter heidnischen Gebetsformeln geschehen und nebenbei mit dem Fleische nichts weniger als reinlich umgegangen worden war, schlug ich es ab.

Die folgende Nacht fiel nicht besser aus als die vorhergehende. Als der Morgen graute, stand ich schon am Flusse, um zu sehen, ob das Wasser noch nicht abgenommen hätte. Auf dem Rückwege ins Dorf begegnete ich zwei Neger, welche an die Küste reisten.

„Es wird gehen“, sagten sie. „Weiter oben haben wir einen Baum quer im Fluß liegen sehen; dort werden wir hinübersehen.“

Das gefiel mir. Kommen diese hinüber, dachte ich mir, so werden wir auch hinüberkommen. Meine Leute sträubten sich erst dagegen. Als sie aber sahen, wie ich auf dem untergetauchten Baumstamm hingehend glücklich (as andere Ufer erreichte, da kamen auch sie mir nach. Es war kein trodenes Fädchen mehr an mir; aber was lag daran! Die Hauptsache für mich war, daß ich weiterreisen konnte. Auch diesmal gingen wir den ganzen Tag im Wasser einher, stießen aber auf kein besonderes Hindernis mehr, bis erst in der Nähe des Dorfes, wo wir übernachten sollten. Dort war uns der Weg abermals durch einen hoch angeschwollenen Bach versperrt. Wir hielten Rat, was da zu tun wäre. Die Neger haben überhaupt nicht viel Wit; aber bei derlei Anlässen wissen sie sich immer zu helfen. Es lag auch hier ein halb verfaulter Baumstamm im Wasser; er reichte ungefähr bis in die Mitte des Baches. Da gingen nun meine Neger, schleppten, was sie an Ästen und sonstigen Holzstücken finden konnten, und häuften dieselben bis zum Baume auf; binnen einer halben Stunde war der Übergang fix und fertig. Freilich lag er vier bis fünf Fuß unter dem Wasserpiegel. Dies war aber ohne Belang, denn die ganze Mannschaft setzte darüber mit Saß und Pack; nur ich nicht, ich war kurzweg hinübergeschwommen.

Der andere Tag war der schrecklichste meiner Reise. Ich hatte vor mir den sogenannten „Pory von Mkata“. Dieser Pory ist eine nach allen Richtungen